

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93. Bydgoszcz / Bromberg, 24. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Hoheit, dies alles klingt so unwirklich — und dennoch muß ich es wohl glauben —"

„Das sollt Ihr. Künstler leben zwischen Himmel und Erde mit ihrer Seele, darum erleben sie wohl auch mehr und Seltsameres als die große Herde gewöhnlicher Sterblicher."

Er drückte ihm fest die Hand.

„Rembrandt, Ihr seid frei!"

Der hörte nur das letzte Wort.

„Frei —!" flog es ihm von den Lippen.

Ein Schrei war es — aus Verzückung. Glückseligkeit und junger, jubelnder Lust.

„Frei? Ich kann gehen, wohin ich will?"

ten Zerkaulen nickte.

„Zuerst allerdings zu mir, Rembrandt. Abrechnen. Auch habt Ihr noch einiges zu erfahren. Später dann zu Seiner Fürstlichen Hoheit —" Rembrandts eben noch froh lachendes Gesicht verfinsterte sich mit einem Mal.

„Nein", sagte er leise, sich mit bebender Hand über die Stirn streichend. „Herrgott — und Saskia —?"

Sein Blick ging vom Fürsten zu ten Zerkaulen.

„Saskia van Uylenburgh", murmelte er verstört. „Herr Bürgermeister, ich muß wissen, was mit ihr ist. Fürstliche Hoheit müssen mir verzeihen —"

Auch dessen Mienen waren nun ernst geworden.

ten Zerkaulen hob sacht, wie beschwörend, die Hand.

„Seine Hoheit weiß auch davon, Rembrandt —"

„Was ist mit Saskia, Magnifizenz?"

„Sie lebt, Rembrandt —"

„Aber —?"

Er ahnte, was noch hinter den beiden Worten stand. Gefahr — Unheil — drohender Tod —.

„Man muß hoffen, Rembrandt. Stark sein und nicht verzweifeln. Solange der Mensch noch atmen kann, ist Hoffnung."

Ein Zittern lief durch Rembrandts Gestalt. Mitfühlend sah ihn der Fürst an und sagte voll Herzlichkeit:

„Mut, lieber Freund! Gottvertrauen! Ihr habt eben erfahren, daß der Allmächtige da droben seine liebsten Kinder nicht so leicht im Stich läßt. Er hat mich zur rechten Stunde hergeschickt, um Euch aus der Not dieser Tage zu befreien. Nun vertraut auch weiter auf ihn und hoffet, daß er alles zum Guten wenden möge."

„Hoffen, hoffen — tatenlos — die Hände im Schoß?" knirschte Rembrandt. „Hoheit — wenn Ihr sie kennen würdet —"

„Ich kenne sie, Rembrandt."

Der Fürst lächelte kaum merklich. Wie heiß und überschäumend doch die Jugend gleich war, wenn es um ihre Liebe ging!

„Ich habe auch dies bedacht, junger Meister", sagte er dann ruhig.

„Gehet Ihr nur erst mit dem Bürgermeister zu dessen Hause und erholet Euch von dem Aufenthalt in diesem fatalen Turm. Es wird Euch nottun, denke ich. Ich aber habe inzwischen dem Senator van Uylenburgh schon mein Kommen angekündigt, vielleicht, daß ich den Starrsinn dieses Mannes brechen kann."

Rembrandt preßte die Hände gegen das wie rasend schlagende Herz.

„So gütig seid Ihr?" stammelte er mit zuckenden Lippen.

„Nicht gütiger, als Ihr es verdient — um Eurer Liebe willen. Und nun Kopf hoch, Rembrandt. Die Freiheit winkt! Das ist immerhin schon etwas!"

„Ohne Saskia —?"

„So Gott will, mit Saskia! Mijnheer ten Zerkaulen wird Euch zur rechten Zeit zu ihr bringen. Und ich will nun versuchen, was noch menschenmöglich ist."

„So will ich hoffen", sagte Rembrandt und hob den Kopf.

Zwischen dem Bürgermeister und dem Fürsten schritt er zur Tür hinaus, in die neue, goldene Freiheit hinein, die — vielleicht — eine große, glückliche Zukunft bergen mochte. Aber die Wege des Schicksals sind dunkel und für die Menschen voll banger Geheimnisse. Und so traten die drei mit ernsten, würdigen Gesichtern auf die Gasse, über die das helle, warme Sonnenlicht strömte.

Der alte Tom Drews, der die hohen Herren stumm die Treppe hinabgeführt hatte, schloß kopfschüttelnd wieder die eiserne Tür hinter ihnen und murmelte:

„Der Rembrandt wenigstens hätte schreien und jubeln sollen vor Glück ob der Ehre eines solchen Besuches, aber kenn' sich einer in dem Künstlervolk aus! Das lacht, wenn andere weinen, und schneidet eine gestrenge Grimasse, wenn andere lachen würden."

XVIII.

van Uylenburghs Stirn war heftig gerötet. Um seine Augen lagen dunkle Schatten. Unruhig bewegten sich seine Hände, tasteten bald fahrig zur Halskrause, strichen die Ärmelspitzen glatt, irrten über die Tischplatte mit leise trommelnden Fingern.

Ihm gegenüber saß Hans Friedrich von Oranien.

Sehr ruhig, sehr gemessen.

Seine Stimme klang ohne Erregung, maßvoll, aber es war etwas darin, was keinen Widerspruch duldete, was überzeugend und unabänderlich war.

Schon eine ganze Weile sprach er in dieser ruhigen, gemessenen Art. Ab und zu nur wagte der Senator ein Wort dazwischen zu werfen, das halber Widerspruch sein sollte.

„Da drinnen — zwei Türen von hier entfernt — liegt Eure Tochter auf den Tod, Senator. In solchen Situationen sollte stets das Gefühl stärker sein als die Vernunft.

Ich weiß, wenn heute und morgen das Fieber nicht weicht, werdet Ihr ein einsamer Mann sein und bleiben! Ihr wißt es ebenso gut wie ich. Zähigkeit des Charakters ist gut, Senator, bis zu einer bestimmten Grenze. Vorm Tode schwindet alle Schuld, und die Schuld, die Eure Tochter in grenzenloser Liebe auf sich lud, als sie Rembrandt auf seiner Flucht begleiten zu müssen glaubte, die hat sie längst gesühnt. Das ist meine Meinung. Uns Menschen aber steht es nicht an, gerechter richten zu wollen, als der Herrgott im Himmel."

Uylenburgh stöhnte leise.

Tage und Nächte voll innerer Qual standen in ihm auf, da sein Vater- und Menschengefühl mit dem angeborenen Stolz des Kaufherrn kämpfte und dieser Stolz sich nicht beugen lassen wollte.

In diesen Tagen war er noch grauer und schweigsamer geworden.

„Senator, hört Eure Seele nicht die Rufe der Kranken da drinnen? Mir ist, als hörte ich sie selbst, und doch kenne ich Eure Tochter kaum. Diese Rufe nach Rembrandt, Senator, schneiden sie Euch nicht in's Herz? Ist Euer Herz so verhärtet, daß es nichts hören will? Wollt Ihr Eurer Tochter die Liebe vorenthalten, die man einer vielleicht schon Sterbenden, die noch vor kurzem jung und lebensprühend war, erweisen kann! Einen letzten Händedruck mit dem Geliebten? Uylenburgh!"

Der preßte die Handflächen gegen die klopfenden Schläfen. Die Augen brannten ihm.

Jener tolle Ritt vor einigen Tagen bis zu der Schenke von Oll Klöhn fiel ihm ein. Die Stimmen ringsum, denen er nicht entrinnen konnte. Wachten sie nicht eben wieder auf — hier in diesem Zimmer? Flüsterte und raunte es nicht aus allen Winkeln?

„Senator, der Hofmaler Harmensz Rembrandt vom Rhyn — denn so wird er heißen, sobald ihm das fürstliche Handschreiben darüber zugestellt worden ist — bittet durch mich, Eure Tochter sehen zu dürfen!"

Es war der letzte Trumpf, den der Fürst ausspielte.

„Der Hofmaler —", murmelte Uylenburgh verblüfft, „Rembrandt vom Rhyn —"

„Wollet Ihr den Tod Eurer Tochter und den Untergang eines großen Künstlers der Niederlande auf dem Gewissen haben?"

Uylenburgh atmete schwer.

Sein Kaufmannsstolz, sein Starrsinn, sein Trotz bäumten sich noch einmal auf. Aber — Rembrandt in des Fürsten Schutz, dessen Künstlerliebe bekannt war, Rembrandt als Hofmaler, und dazwischen die lautlosen Rufe Saskias, die unaufhörlich durch seine Seele klagten — dies alles war doch stärker. Mit einem Mal war es, als ströme eine gewaltige, gütige Helligkeit durch sein Herz.

Mit einer ihm selber fremden Stimme stieß er hervor: „Der Rembrandt vom Rhyn — soll kommen —! Er soll mir mein Kind retten! — Er soll kommen — kommen — kommen —"

Und plötzlich warf Uylenburgh, der immer Gefaßte und Selbstsichere, die Arme über den Tisch, preßte das Gesicht hinein, und ein Schluchzen erschütterte die starke Gestalt des Mannes.

Das Gute in ihm hatte gesiegt.

Eine Weile war es totenstill in dem Zimmer. Kaum wagte der Fürst zu atmen. Dann erst trat er leise auf den Senator zu und legte ihm sacht die Hand auf die Schulter, ergriffen von der tragischen Gewalt dieses Augenblicks.

„Ich danke Euch, Uylenburgh. Ihr habt Euch selbst bezwungen, mehr kann kein Mensch tun."

Danach ging er vorsichtig hinaus. An der Tür drehte er sich noch einmal nach dem gebeugten Rücken des Senators um. —

Im Hause ten Zerkaulens saß Rembrandt bewegungslos in dem holzgeschnittenen Sessel, der am Fenster des bürgermeisterlichen Arbeitszimmers stand. Was Zerkaulen ihm inzwischen von dem ruchlosen Racheakt des Justus Vermeulen erzählt gehabt, hatte ihn kaum sonderlich berührt. Auch die Regelung des Ankaufs des Schützengilden-Bildes — der fröhliche Klang der Gulden, die Zerkaulen vor ihm aufgezählt hatte, das Gefühl, nun wieder ein freier Mann zu sein und die Gunst des Fürsten zu besitzen, es war alles dunkel überschattet von dem Gedanken an Saskia und der Ungewißheit ihres Schicksals.

Was würde der Fürst bei Uylenburgh erreichen?

Mit grausamer Langsamkeit kroch die Zeit dahin. Die Unterhaltung zwischen Rembrandt und dem Bürgermeister war längst verstummt. Mit starren Augen blickte Rembrandt auf die Gasse hinunter und zuckte jedesmal zusammen, wenn aus der Ferne das Gerumpel einer Kalesche zu hören war. Aber immer war es ein anderer Wagen als der des Fürsten.

Und das Warten ging weiter. Das Hinausstarren auf die Straße. Bis ten Zerkaulen, der mit auf dem Rücken verschränkten Händen im Zimmer auf und ab ging, mit einemmal stehen blieb und sagte:

„Da kommt der Fürst."

Sein Ohr hatte das Räderrollen des „richtigen" Wagens bereits aufgenommen, als er noch kaum um die Ecke in die Gasse eingebogen war. Rembrandt erhob sich langsam aus dem Sessel und preßte das Gesicht fast an das Fenster.

Ja — da hielt die Reisekutsche Seiner Fürstlichen Hoheit vor dem Hause.

Hans Friedrich von Oranien stieg aus. Er blickte flüchtig zu den Fenstern hinauf und nickte mit leisem Lächeln, als er da oben Rembrandt gewahrte. Der tat einen tiefen Atemzug und drehte sich zu ten Zerkaulen um.

„Das dumme Herz —", stammelte er verwirrt und hoffnungsfroh und lehnte sich gegen die Wand.

Der Fürst trat ein, der Bürgermeister war ihm bis in die Halle entgegengelaufen. Rembrandt sah ihn an, als erblicke er den Heiland, der über das Wasser schreitet.

„Lauft nur, Rembrandt! van Uylenburgh erwartet Euch!"

Der schien förmlich emporzuwachsen. Ein Strecken und Dehnen aller Muskeln, ein Federn in den Gelenken — dann lief er los wie ein junger Hund, dem eben der Zwinger geöffnet worden ist. Fast hätte er den Bürgermeister noch umgerissen, der nicht schnell genug die Tür frei machte.

„Nun steh' ihm Gott bei!" murmelte der Fürst von Oranien hinter ihm her. — —

Im Krankenzimmer des Uylenburghschen Hauses war es so still, daß man das feine Summen der Luft, dieses magischrätselhafte Rinnen der Zeit, hören konnte.

Durch die zugezogenen Vorhänge an den Fenstern drang ein schmaler Sonnenlichtstreifen hindurch und lag dünn und golden über dem Fußboden, als wäre dies die schmale Grenze zwischen Licht und Nacht, zwischen Leben und Tod.

(Schluß folgt)

Das Abendlied.

Jetzt ist Abend in der Welt,
Jetzt geht heim, wer kann,
Tritt in Stuben ein und zündet Licht an.
Finsternis wird zart erhellt.

In den kleinen Städten sind Laternen,
Schwache Gaslaternen aufgestellt,
Und die Städte in den Ebenen prahlen riesengroß.
Dies und jenes Licht ist in der Welt,
Mancher hält an dünne Kerzen seine Hände bloß.

Mancher liebt die Finsternis und will kein Licht,
Weil er denkt, er sieht bei Nacht genau so viel.
Mancher brennt nach Helligkeit und hat sie nicht
Und verliert sich immer mehr im Nachtgewühl.

Jetzt ist Abend in der Welt.
Wer ein Ziel hat — gehe heim, wer kann,
Geh' in Stuben ein und zünde Licht an!
Rings sind Finsternisse aufgestellt
In der nachtdurchrauschten Welt.

Walter Bauer.

Der von nordischen Wäldern singt ...

Ein Gespräch mit dem Dichter Trygve Gulbranssen.

Von Erwin Hilck.

Es war kurz nach Ostern, als ich, von Lillehammer, dem Wohnsitz Sigrid Undsets, kommend, abends in Oslo eintraf. Grell und bunt leuchteten in den Straßen der norwegischen Hauptstadt die Lichtreklamen, bis über die Ohren hatte sich unser alte Taxichauffeur die Fellmütze gezogen; denn es war jetzt plötzlich wirklich unangenehm naßkaltes Wetter geworden. Zwei Tage vorher noch hatten wir in einigen hundert Metern Höhe in der Sonne gebraten, mit dick eingefettetem Gesicht und offenem Hemd auf unseren Skiern gelegen.

In das norwegische Hotel führten mich Freunde, ich solle die letzte Nacht noch einmal in charakteristischer Umgebung schlafen. Und als ich den Fahrstuhl verlassen hatte, nahm mich auch schon eine junge Norwegin in echter heimatlicher Tracht in Empfang. In der Halle ein mächtiger offener Kamin, an den Wänden schöne Bilder, geschnitzte Stühle, handgeknüpfte Behänge. In dem Zimmer wohnt der Dichter, dort jener, und hier die Frau, die „Kistrin Lavranstochter“ schrieb. Im „Bondeheimen“ steigen die norwegischen Frauen und Männer ab, die der Kunst dienen und die auch uns nicht unbekannt sind.

Aber Trygve Gulbranssen traf ich nicht hier, sondern in der Karl-Johans-Gate, in der Gesellschaftshalle des Grand-Hotel, wo wir uns für den nächsten Nachmittag verabredet hatten. Dort saß ich zunächst dem Tabakhändler gegenüber, dann dem Zeichner, dem Sportjournalisten — und zuletzt war es der Dichter, der zu mir sprach. Ja, das ist Trygve Gulbranssen, der uns die Bücher schrieb „Und ewig singen die Wälder“ und „Das Erbe von Björndal“.

Ganz schlicht und einfach erzählt der Mann von seinem Leben, so, als sei da nichts weiter zu berichten. Die Arme stützt er auf die Seitenkanten des Sessels, die Hände sind übereinander gelegt, der Oberkörper ist leicht vorgebeugt, aber der Kopf mit den etwas blassen Augen, die immer in unendlichen Fernen zu weilen scheinen, aufgerichtet. Das Gesicht unter den leicht gewellten und zurückgekämmten Haaren ist nicht eigentlich markant, sondern mehr sinnend, als lausche es einer leisen Melodie. Ja, so muß ich immer wieder denken, und ich vergesse das lebhafte Treiben, höre nicht mehr die gedämpft aus dem Nebenraum klingende Musik.

Wir sprechen nicht viel, wohl nur ein Wort fällt hin und wieder, ein Wort, das hinausführt in die Berge, die Wälder — die Einsamkeit.

Man könnte bald von einem Symbol sprechen: der Dichter, der uns das Ewig-singende der Wälder schenkte, als Geschäftsmann in einer internationalen Hotelhalle. Es klingt widerspruchsvoll, und man begreift im ersten Augenblick nicht, daß ein Tabakhändler, ein großer Geschäftsmann, uns solch tiefe Gedanken und Worte sagen konnte. Wer seine beiden Bücher las, wird bestimmt an einen Dichter in dichterischer Umgebung, vielleicht lebend in der herben Einsamkeit eines abgeschlossenen Gebirgstals, gedacht haben.

Trygve Gulbranssen ist äußerlich ein sehr moderner Mensch, er hat eine kaufmännische Lehre hinter sich, besuchte aber auch fünf Jahr die Staatliche Zeichenschule in Oslo und betätigte sich sehr viel als Sportjournalist. Während der Olympischen Spiele weilte er in Berlin als Sonderberichterstatter für „Aftenposten“, die größte norwegische Zeitung; für seine sportliche Betätigung wurde ihm die höchste norwegische Sportauszeichnung zuteil. Und dann lagen eines Tages — es sind erst wenige Jahre her — zwei Bücher vor ihm, nachdem er ein Jahrzehnt vorher mit einer kleinen Weihnachtsgeschichte zum ersten und einzigen Mal an die Öffentlichkeit getreten war „Und ewig singen die Wälder“ und „Das Erbe von Björndal“, seine beiden Erstlinge, haben Gulbranssen gleichsam über Nacht bekannt gemacht, und zwar fast in der ganzen Welt; denn in zehn Sprachen ist dieser Roman bereits übersetzt worden, der ja auch in unserer Unterhaltungs-Beilage erschienen ist.

Es erscheint als innere Notwendigkeit, daß Trygve Gulbranssen Geschäftsmann wurde. Denn er sagte, daß er, im nüchternen Alltag stehend, eindringlicher das Leben spüre und deshalb auch den Menschen in seinen Büchern ganz anders, viel wirklichkeitsnaher gegenübertreten könne. Aber — und das sagte er ganz behutsam — er möchte wieder wie als Kind und wie seine Eltern immer draußen auf dem Lande, in den Bergen, in den Wäldern leben, um nur anderen durch sein Schaffen dienen zu können.

Am späten Nachmittag nahm Trygve Gulbranssen mich noch mit in sein Haus, wo wir zusammen mit seiner Frau, die in Deutschland Musik studierte, und seinen beiden Kindern im Schein des Kaminfeuers saßen. „Wenn Sie etwas schreiben wollen“, sagte er beim Abschied, „dann flechten Sie, bitte, ein Wort des Dankes an meine deutschen Freunde mit ein. Ich bekomme viele Briefe von ihren Landsleuten, von Armen und Reichen, aber ich kann sie nicht alle gleich beantworten. Ich freue mich über jeden Gruß und danke allen, denen ich etwas geben durfte.“

Und das ist es, dieses Danken für ein Gebendürfen, was ich von dieser Begegnung als tiefsten Eindruck mitnahm. Wie hatte doch der Dichter gesagt? „Wir müssen einen Weg und ein Ziel finden, und darum muß ein jeder ringen.“ Trygve Gulbranssen sieht seine Lebensaufgabe darin, den Menschen bei ihrem Suchen nach diesem Weg und diesem Ziel zu helfen und ihnen Weggenosse zu sein.

Der heilige Storch.

Der Storchglauben ist altes germanisches Erbgut.

Die Krähe als Konkurrenz des „Kinderkriegens“.

Die Franzosen erzählen ihren Kindern, daß man sie unter Rosenbüschen und Kohlköpfen gefunden hat, wobei der galante Gallier natürlich den Mädchen die Rosenbüsche überläßt. So ganz von ungefähr und ohne jeden tieferen Sinn ist unser Storchenmärchen keineswegs. Vielmehr liegt es in alten mythologischen Vorstellungen unserer germanischen Vorfahren begründet und ist in seiner ursprünglichen, heute allerdings längst verwaschenen Lesart sogar sehr schön.

Daß der Storch ein heiliger Vogel war, beweist noch heute seine allgemeine Beliebtheit und die Achtung, die er durchweg genießt. Sein Ruhm als Schädlingsvernichter ist eigentlich unbegründet. Denn zum Glück wimmelt es in unserem Lande ja nicht von Schlangen. Der alte Aberglaube, daß mit dem Storch Glück ins Haus fliegt, besteht noch. Wer ein Storchennest auf seinem Dach hat, tut sein Möglichstes, um es den Tieren behaglich zu machen, und der Bösewicht, der einem Storch ein Leid tut, erntet viel Empörung und Wut. Der Grund für die Heiligkeit des Storchs ist die glühend rote Farbe seines Schnabels und seiner Beine. Rot war die heilige Farbe der Germanen, die Farbe des Blitzes, der Sonne und des lebenspendenden Feuers. Der Storch galt aber in den alten Sagen auch als der Begleiter und spezielle Gesandte des höchsten Gottes der Germanen, Wotans, des Beherrschers des Himmels und des Wassers. In beiden Elementen, in Luft und Wasser war er zu Hause, suchte sich seine Nahrung in Flüssen und Seen und schwebte in stolzem Flug zu den Wolken empor.

Die Idee, daß er die kleinen Menschenkinder bringt, hängt mit den Beziehungen zur menschlichen Seele zusammen, die die alten Germanen dem Storch andichteten. Nach ihrem Glauben war die Seele getrennt vom Körper und Eigentum Wotans, von dem sie kam und zu dem sie wieder zurück mußte. Ganz natürlich betrachteten die Germanen den Körper als etwas Irdisches, Menschliches. Nur die Seele war göttlich. Als himmlische Gabe kam sie in den Körper, und der Storch war es, der das Amt des Überbringers innehatte. Er holte die Seelen überall, wo er sie in der göttlichen Natur Wotans fand, aus Seen, Sümpfen und Morasten, daher der spätere Glaube, daß die Kinder aus dem Wasser geholt werden. In einer späteren, aber noch heidnischen Zeit wurde die Gemahlin des obersten Gottes, Holda oder Frigga als Beschützerin der Ehe auch die Göttin der Kinder. Der Storch trat in ihren Dienst.

Das Christentum übertrug die Eigenschaften und Ämter der alten Götter auf die Heiligen der christlichen Mythologie. An die Stelle der Holda trat bis zu einem gewissen Grad die Jungfrau Maria, die Heilige Mutter Gottes. Frühmittelalterliche Darstellungen der Gottesmutter mit dem Storch sind gar nicht selten. Die Bezeichnung Adebar für den Langschnabel stammt auch aus dieser Zeit. Sie bedeutet: „Überbringer der Himmelsgabe", ein Zeichen, daß der alte Glaube an den Storch als Übermittler der göttlichen Seele noch lebendig war.

Interessant ist es, daß nach einem alten Volksmärchen in Böhmen und Mähren, aber auch in Polen die Krähe die Rolle des Storchs einnimmt, d. h. sie holt die kleinen Kinder natürlich nicht aus dem Wasser, sondern findet sie im Walde unter großen bemoosten Steinen. Um die sonderbare Mission der Krähe zu verstehen, muß man ein altgriechisches Hochzeitslied kennen, in dem eine für uns ziemlich sinnlose Strophe von Krähen handelt. Die genaue Betrachtung des griechischen Wortes für Krähe gibt uns erst Aufschluß, es bedeutet nämlich: „Überbringerin des Geistes", genau dasselbe wie Adebar im Germanischen. Der selbstverständliche Schluß daraus ist, daß im alten Griechenland die Krähe als Himmelsgesandte die Seele überbrachte. Mit der Völkerwanderung ist dieser Glaube nach Osteuropa gedrungen, wo er sich bis heute als Märchen behaupten konnte.

Im Norden aber unter den germanischen Völkern herrschte der Storchenglaube. Und zwar bis zur Renaissance in der alten Form, daß der Storch die Seele bringt, während die Entstehung des Körpers auf die natürliche Weise erklärt wurde. Die Renaissance aber mit ihrem Aufblühen der Naturwissenschaften kennt die strikte Trennung zwischen Körper und Seele nicht mehr, sie räumt mit dem Storchenaberglauben für lange Zeit auf. Selbst im Kinderglauben verschwindet in den Elendszeiten des Dreißigjährigen Krieges der Storch als Seelenbringer. Lange Zeit hatte Freund Adebar ausgespielt. Erst in einer Epoche, in der bessere soziale Zustände wieder die poetische Verschleierung eines natürlichen Vorgangs erlauben, weckt die Romantik vom kinderbringenden Klapperstorch zu neuem Leben. Seine Aufgabe ist erweitert worden, nicht nur die Seele, sondern das ganz kleine Menschenkind bringt er und beißt zu allem Überfluß die Mutter noch so ins Bein, daß sie einige Tage lang krank ist. Der Dichter der schönsten, nordischen Märchen, Andersen, hat den Storch zu einer bekannten Figur in der Kinderwelt gemacht. Aber so reizend und poetisch das Märchen ist, der Ursprung des Menschen ist selbst für kleine Kinder allzu glaubhaft. Kurz angebunden gehn sie hohnlachend über die Angelegenheit weg, oder sie lassen sich schlau und, um dem Erzähler nicht die Freude zu verderben, herablassend und geduldig das Märchen auftischen und denken sich ihr Teil dabei.

Der „Lügendetektor".

Als ein wichtiges neues Beweismittel in der Rechtsprechung wurde der „Lügendetektor" oder, wie der Erfinder ihn lieber nennen möchte, „Wahrheitsfinder" des Rev. Walter T. Summers, eines Professors der Psychologie an der Fordham-Universität in Newyork, in einem Prozeß anerkannt, der in Amerika großes Aufsehen erregte. Richter Colden, der als einer der hervorragendsten Juristen des Staates Newyork bekannt ist, ließ das Verfahren gegen einen jungen Mann namens Raymond Kenny anwenden, der unter der Anklage räuberischen Diebstahls vor Gericht stand.

Es ist ein verhältnismäßig einfacher Apparat, den Professor Summers konstruiert hat. Der Untersuchte erhält kleine Metallstücke in die Hand, die ihm dicht an die Handflächen gelegt werden; sie sind durch Drähte mit einem Verstärker verbunden, der seinerseits auf eine elektrische Nadel wirkt, die auf eine rotierende Trommel eine Kurve aufzeichnet. Der Prüfer stellt nun eine Reihe von Fragen, zunächst unverfängliche, dann überraschend solche, die sich auf den vorliegenden Fall beziehen, und aus den Ausschlägen der Kurve, die wie die Linien einer Bergkette am fernen Horizont aussehen, kann er mit Sicherheit folgern, ob der Prüfling bei der entscheidenden Frage gelogen hat oder nicht. Kenny wurden 28 Fragen vorgelegt. Die ersten lauteten „Sind Sie verheiratet?" „Welcher Wochentag ist heute?" Nach einer Reihe ähnlicher Fragen sagte Professor Summers: „Haben Sie den Raubüberfall begangen, dessen Sie angeklagt sind?" Aber auch angesichts dieser Frage zeigte die elektrische Nadel keinerlei Ausschlag, sondern ging ruhig in derselben Höhe weiter. Daraufhin sprachen die Geschworenen Kenny frei; sie betonten allerdings, daß sie noch mehr von der Richtigkeit des Ergebnisses überzeugt gewesen wären, wenn die Prüfung kürzere Zeit, nachdem das Verbrechen begangen war, stattgefunden hätte.

Richter Colden betonte in seinen Ausführungen: „Seit Hunderten von Jahren haben unsere Gerichte das Verhör und das Kreuzverhör von Zeugen in offener Verhandlung als beste Methode, die Wahrheit zu finden, angewandt, aber es scheint mir, daß der „Lügendetektor" oder „Pathometer" und die Technik seiner Anwendung eine neue und wissenschaftlichere Erkenntnis der Wahrheit bei gesetzlichen Untersuchungen ermöglichen. Einwendungen gegen die Benutzung wissenschaftlicher Beweisführung sind nicht neu. Fingerabdrücke, X-Strahlen, Handschrift, Markierungen der Geschosse und psychiatrische Prüfungen wurden alle einmal als Beweismittel abgelehnt, während sie doch heute fest in unserer Rechtsprechung verankert sind." Der Richter wies darauf hin, daß von 271 Personen, die an der Fordham-Universität der Untersuchung mit dem „Lügendetektor" unterworfen wurden, 49 von 50 als schuldig, 100 von 102 als Mittäter enthüllt und 119 als unschuldig erkannt wurden. Die Ergebnisse erreichten eine fast hundertprozentige Sicherheit. Auch der Staatsanwalt rief während dieser Verhandlungen aus: „Ich kam, ich sah und wurde durch den „Lügendetektor" erobert."

Professor Summers hat bereits mit über 6000 Personen Versuche angestellt und ist überzeugt, daß sein „Lügendetektor" die Wahrheit mit vollkommener Sicherheit ermitteln kann. Er zeigte einer Versuchsperson ein Spiel Karten und forderte sie auf, sich eine bestimmte Karte zu merken. Diese wählte Pik-As. Dann legte er die Karten der Reihe nach hin und fragte, ob es die gewählte wäre. Die Versuchsperson sagte immer Nein, auch als Pik-As daran kam. Zum Schluß erklärte der Professor jedoch, Pik-As sei die richtige Karte. Die Versuchsperson erklärte energisch: „Nein!" — „Jetzt haben Sie gelogen", sagte der Professor. Die Probe war gelungen. In einem aufsehenerregenden Mordprozeß in Newyork wurde ein verdächtiger Neger von Summers geprüft und für schuldig befunden. Der Neger, der anfänglich hartnäckig geleugnet hatte, gestand jetzt unter dem Eindruck dieser Prüfung und mußte den elektrischen Stuhl besteigen. In Rhode Island wurde ein Mann angeklagt, eine Frau ermordet zu haben, deren Leiche nicht gefunden werden konnte. Summers prüfte ihn mit seinem Detektor und erklärte, der Mann sei unschuldig. Später stellte die Polizei fest, daß die Frau geflüchtet war. Ein Polizist in New-Jersey wurde angeklagt, er habe sich von einem Autofahrer bestechen lassen; er bestritt hartnäckig jede Schuld, durch den „Lügendetektor" wurde er jedoch überführt.

„Wenn man sich auch noch so gut verstellen kann", erklärte Professor Summers, „so soll man doch nicht glauben, daß man dadurch entkommt. Je ruhiger, je stoischer, man sein will, um so empfänglicher wird die elektrische Nadel. Die Schwankungen der Nadel werden verursacht durch Veränderungen im Blutdruck, die durch die Nebennierendrüse hervorgerufen werden. Diese entlädt ihr Hormon unter Gemütserregung in den Blutkreislauf, und das Hormon treibt das Herz zu schnelleren Schlägen an."

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.